Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 13 (1923)

Heft: 18

Artikel: Eine Seele [Fortsetzung]

Autor: Waldstetter, Ruth

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637818

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 18 — XIII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 5. Mai 1923

Höchstes Gebot.

Von Friedrich Hebbel.

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,
Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht dir, ein Sehnen stillt!

Eine Seele.

Roman von Ruth Waldstetter. 18

Die beiden Herren brachen auf, und auch Stephan entfernte sich. Er nahm den Weg durch einen langen, notdürftig erhellten Korridor, der zur Hintertreppe mit Ausgang nach einem Seitengäßchen führte, und den nur die Stammgäste des Hauses kannten. Stephans Stimmung war trotz der scheinbaren Munterkeit die denkbar unangenehmste. Seine Komödie von vorhin und die Genugtuung, die er bei ihrem Gelingen über Erwarten empfand, hatte seinen Aerger an sich und der Welt noch verstärkt. Es wurde ihm immer sehr schwer, über sich oder irgendwen und irgendwas ins klare zu kommen, und er hatte davon eine stille und quälende Ueberzeugung. Das Bewußtsein des Wirrwarrs in seinem Innern bedrückte ihn gerade in diesem Augenblick ganz besonders. Ja, er fühlte sich so unbefriedigt, leer und haltlos, daß er sich wünschte, es möchte irgend etwas Unerwartetes, und wäre es selbst ein Unglück, ihm einmal das unsicher geführte Steuer seines Lebens entreißen und ihn jeder Verantwortlichkeit entbinden. Während seines dreißigjährigen Daseins war jedoch die Erfüllung solcher Wünsche so selten gewesen, daß ihn die Ereignisse der nächsten Minuten, solange er überhaupt denken konnte, doch im höchsten Maße überraschten.

Er war unsicher über die dunkle, ausgetretene Stiege gestolpert, hatte sich geärgert, als er sich in der Finsternis mehrmals anstieß, und wie er sich auf dem Treppenabsatz einer in unkenntlichen Umrissen dastehenden Gestalt näherte, ließ er seine üble Laune an ihr aus, indem er sich grob vorbei zwängte. Der Angepuffte aber gab sofort den Stoß zurück, und zwar mit Vehemenz, als hätte auch er einen Zorn in sich bereit, um ihn auf den ersten Besten, der ihm in die Hände kam, loszulassen. In diesem Augenblick erkannte Stephan seinen Gegner. Er machte eine kurze, brutale Bewegung, um ihn auf die Seite zu schleudern; doch der andere hielt sich an Stephans Arm fest. In den nächsten Sekunden wälzte sich auf dem Treppenabsatz ein dunkler Menschenknäuel, aus dem schlagende und ringende Arme hervorzuckten. Dann ertönte ein dumpfes Gepolter, und ein Kopf schlug krachend auf die Steinfliesen. Der Körper des Gestürzten blieb regungs- und lautlos liegen; der andere setzte seinen Weg fort und verließ das Haus durch das Seitengäßchen.

Im Steinschen Kreise wurde, wie in jedem Gesellschaftszirkel, stets irgend ein Klatsch herumgeboten, der die Gemüter beschäftigte. In diesen Tagen nun machten einige neue Gerüchte die Runde. Siegfried hörte von einem Kollegen des städtischen Krankenhauses, daß dort Herr Engelbert Stephan mit einer schweren Gehirnerschütterung aus ungeklärter Ursache eingeliefert worden sei. Mit dem Hergang des Vorfalles beschäftigte sich während kurzer Zeit die Polizei; aber sie hatte keinen andern Erfolg, als daß einige Herren, die mit Stephan am selben Abend im Café zusammengetroffen waren, ihr den Verunglückten als damals ziemlich angetrunken bezeichneten; und nach wenigen Tagen ward von maßgebender Stelle aus bedeutet, die Sache fallen zu lassen.

Eine andere Erzählung, die nur zu zwei oder drei Menschen drang, war eine etwas entstellte Wiederholung der Worte, die Stephan an jenem Abend im Café in Beziehung auf die Frau und Schwägerin des Dr. Röhr geäußert hatte. Einer der Herren, der öfters mit Flitt verkehrte, und den seine Neugier darauf führte, wen Stephan mit jenen Worten hatte meinen können, teilte sie dem Ver-

lobten von Charlottens Freundin mit. Die Folge war, daß Flitt an seine Braut ein strenges Verbot ergehen ließ, weiter mit Charlotte zu verkehren. Grete war über sein schroffes Verlangen traurig und erschrocken. Sie machte sich dabei mehr Gedanken über Flitt, der solche Neuerungen von ihr verlangte, als über die Freundin selber. Nach einiger Zeit entschloß sie sich, ein vorsichtiges Wort darüber zu Hilde zu sagen.

Charlotte, die den Freund vor ihrer Abreise nicht mehr angetroffen hatte, glaubte, als sie die Nachricht von seinem Zustand erhielt, sie müsse sogleich zur Stadt fahren, um nach ihm zu sehen. Aber Hilde schrieb ihr, daß der Patient überhaupt keinen Besuch empfangen könne und dürfe. Die junge Frau hatte die Neuigkeit von Stephans Unfall durch Siegfried und ihren Mann vernommen, und sie bemühte sich daraufhin, über verschiedene, scheinbar zusammenhanglose Nachrichten, die herumgesprochen wurden, das Genaueste und Zuverlässigste zu erfahren.

VI.

Am Sonntag nach den letzten Ereignissen saß des Abends der Polizeipräsident Faber in seinem Eßzimmer und wartete wie allwöchentlich auf den Besuch des Professors. Die Amtswohnung lag in einem alten Herrschaftshause. Durch die Fenster sah man auf Dächer und einen weiten Hof, in dem ein einziger Baum stand. In der großen Ulme wohnten im Sommer viele Vögel. Der Polizeipräsident liebte sie, kannte ihre Gewohnheiten und pflegte den Besuchern von „seinen Vögeln" zu erzählen. In der kalten Jahreszeit streute er den Ueberwinternden Futter, und er hatte zu diesem Zweck kleine Holzbretter, schwebende Freßplätze und Nußnetze vor den Fenstern befestigen lassen. Wenn es dann im Winter an die Scheiben klopfte, so brauchte er gar nicht aufzusehen, um zu wissen, daß es die kleine Kohlmeise war, die auf diese Weise um ihr Futter bat; die dicken Buchfinken dagegen meldeten sich mit einem kräftigen „Piep" an und reckten die Köpfchen vor dem Fenster empor. Die Amseln aber mit den starken gelben Schnäbeln waren der Schreck der kleineren Vögel, und der Präsident mußte oft mit seiner großen Gestalt ans Fenster treten, um ein allzu gefräßiges Amselmännchen wegzuscheuchen und den verschüchterten Meisen und Finken ihr Recht zu verschaffen. Doch wenn erst einmal die schönen rotbrüstigen Spechte sich entschlossen, den Futterplatz des Polizeipräsidenten zu besuchen, dann stob die ganze geflügelte Gesellschaft eiligst davon; aber der alte Herr ließ sie ziehen, saß ganz still, um die Spechte nicht zu stören und freute sich über die seltenen Gäste.

Auch jetzt beobachtete er von seinem Platz auf dem Ledersofa aus das fröhliche Leben im Baume. Herr Faber war ein gesunder Siebziger mit einem kräftigen Kopf und dichtem weißen Haar. Er hatte dieselben starken Augen wie sein Sohn, nur war sein Blick heiterer. Sein langjähriges Amt schien ihm eine gewisse natürlich ruhige und freie Gemütsstimmung nicht vergällt zu haben. Als jetzt der Professor eintrat, und sich der alte Herr erhob, — denn er achtete seinen Sohn wie irgend einen jüngeren Mann von Verdienst. — war der Gegensatz zwischen den beiden augenfällig, zwischen dem breiten und großen, wohlbesetzten Alten mit dem rötlichen Rundkopf, dem behaglichen Lächeln auf dem Gesicht, und dem kleinen, feingliedrigen Sohn mit dem scharfen Profil, der beherrschenden Stirn und dem spöttischen und fast verwegenen Zug um den Mund.

Der Professor tat heute nicht wie sonst, wenn er sich gleich neben den Vater setzte und ein Gespräch über die Tagesereignisse anfing, ein leichtes Gespräch und doch von Interesse, wie es der alte Herr liebte. Er blieb diesmal stehen, faßte den Präsidenten an beiden Armen und sagte: „Papa, ich komme mit einer Bombe von Neuigkeit."

„So? und?" fragte der Alte ruhig.

„Es wird mit Amerika." Faber hatte diese unpersönliche Form unbewußt gewählt, um dem alten Herrn nicht von einem eigenen Entschluß sprechen zu müssen, der Jenem schmerzlich sein mochte.

„Doch?" fragte der Andere. „Ich hatte schon ganz in dem Gedanken gelebt, daß du es ablehntest."

Faber ging jetzt auf dem Rande des Teppichs auf und ab. „Du kennst ja alle Für und Wider," sagte er. „Wenn sie sich so das Gleichgewicht halten wie in diesem Fall, so kommt es eigentlich bei der Entscheidung nur auf die eigene Lust und Stimmung an. Und diese neigt nun doch zur Veränderung."

Der Polizeipräsident hatte sich gesetzt und sah vor sich nieder. „Nun, was kann ich dazu sagen?" antwortete er etwas unbeholfen, denn er wollte seinen schmerzlichen Eindruck nicht zur Geltung bringen. „Ich hätte mir natürlich gewünscht, daß du bliebest."

„Das hat auch immer mitgesprochen," sagte Faber, der jetzt wieder auf dem Teppichrand gegen den Vater zuschritt, mit einem flüchtigen Aufblick.

„Natürlich, natürlich!" Der andere erhob abwehrend die Hand. „Dazu ist auch weiter gar nichts zu bemerken. — Nein, also du fährst; und wann denn?"

„Vielleicht eben früher als wir dachten, in drei bis vier Wochen."

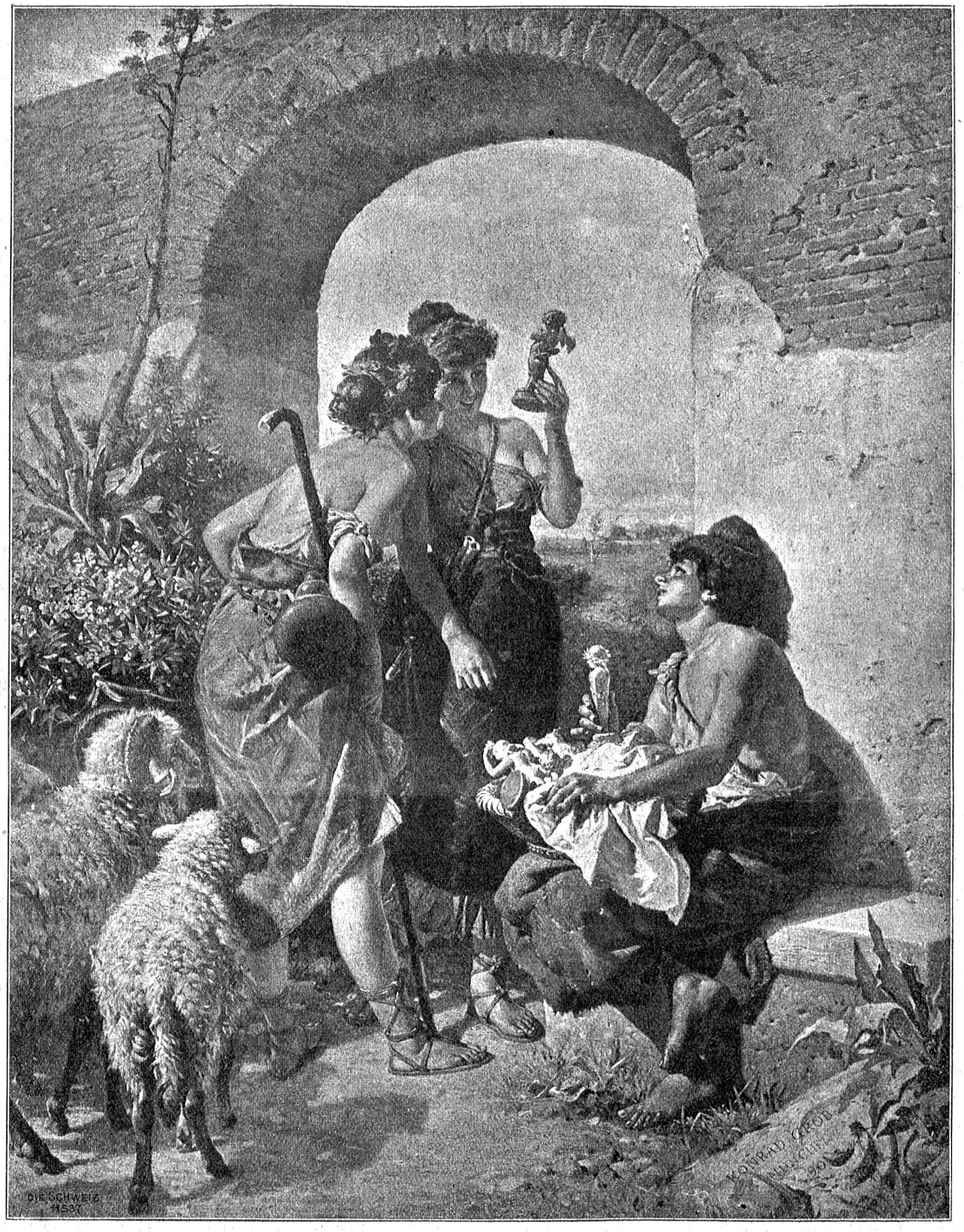
„So bald?" Der alte Herr schien erst jetzt wirklich enttäuscht zu sein. „In drei bis vier Wochen!"

„Da der Entschluß nun einmal gefaßt ist — und in drei bis vier Jahren bin ich gewiß wieder hier oder wenigstens in der Nähe. Aber ich wünsche mir eine Veränderung gerade für diese Jahre." Faber betonte eigentümlich die letzten Worte, obwohl er sie nur leise aussprach, und sie schienen auf den Alten eine große Wirkung auszuüben. Sein Gesicht zeigte einen beunruhigten Ausdruck.

„Es kommt ja nicht darauf an, daß du hier bist," sagte er, „sondern daß es dir eben nach Wunsch geht. Die hochinteressanten, neuartigen sozialen Verhältnisse drüben müssen natürlich höchst anregend wirken, ganz abgesehen von allem andern. Du mußt dich unbedingt auch in das sehr eigentümliche amerikanische Polizeiwesen einführen lassen." Herr Faber schien den Sohn jetzt sogar von den Vorteilen seines Entscheides überzeugen zu wollen. Zum Schluß jedoch fragte er unvermittelt und in einem scheinbar gleichgültigen Ton: „Sonst bist du aber befriedigt? Alles ist in Ordnung?"

„Vollkommen," sagte Faber rasch.

Der Polizeipräsident stand auf, um sich zu Tisch zu setzen, und er drückte im Vorbeigehen dem Sohne fest die



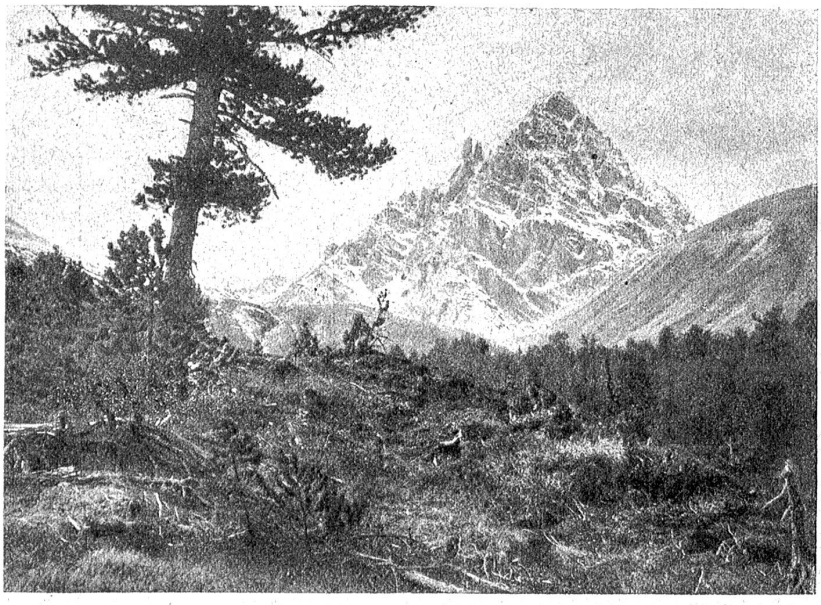
Die Hausgötterverkäuferin. Nach dem Gemälde von Konrad Grob.

Hand. Faber ließ sich nichts anmerken; aber das Zeichen, das ihm diese starke und gesunde väterliche Hand gab, hatte für ihn etwas Rührendes. Nicht umsonst wünschte ihm der alte Herr Befriedigung und Erfüllung seiner Wünsche. Im gleichen Alter hatte vor wenigen Jahren die Schwester den Tod gesucht; die Mutter der beiden war von Schwermut bedroht gewesen — alle Wünsche des alten Herrn gingen dahin, den Sohn glücklich zu sehen.

Als man bei Tisch saß und das Amerika-Projekt und anderes besprochen hatte, fragte Faber beiläufig: „Ist eigentlich über den Unfall dieses Herrn Stephan noch irgend etwas bekannt geworden?"

„Glaub's nicht," antwortete der Polizeipräsident gleichmütig. „Außer der abgerissenen Kravatte spricht alles für einen Unfall in betrunkenem Zustande. Uebrigens sagt er selber, er müsse ausgerutscht sein, ist aber nicht ganz zurechnungsfähig."

„Hab ihn wenigstens auch schon beschwipst gesehen — und gehört," sagte Faber, indem er ein Hühnerviertel zerlegte. „Kommt er denn wieder auf?"



Piz plavna dadaint. (Phot. J. Feuerstein, Schuls.)

„Die Aerzte behaupten es," brummte der Alte, der eben ein Gelenk zerschnitt.

„Na also," sagte Faber kauend. „Deine brave Polizei regt sich wohl mal wieder vergebens auf." Er lachte mit unbekümmertem Spott, als ob ihm irgend eine komische alte Geschichte einfiele.

„Meine Polizei ist sehr tüchtig," meinte der Präsident behaglich und trank einen Schluck Rotwein. „Die lasse ich mir nicht anfechten, nicht einmal von dir."

„Ach, ich möchte so gern mal wieder eine schöne Polizeigeschichte aus der guten alten Zeit hören," sagte Faber launig. Doch indem er sprach, stützte er nachdenklich den Kopf auf und sah mit den scharfen, ernsten Augen vor sich hin, als denke er an etwas ganz anderes, weit Entferntes.

Dem Präsidenten machte es stets ein besonderes Vergnügen, wenn man ihn um eine lustige Polizeigeschichte bat. Er folgte denn auch mit Behagen der Aufforderung des Sohnes, und als dieser ihn um Mitternacht verlassen hatte, dachte er bei sich, dieser Abend sei außergewöhnlich angenehm und der Professor noch zuvorkommender und unterhaltender als sonst gewesen. Er behielt auch von der ganzen Zeit bis zu Fabers Abreise den Eindruck, als hätte er nie einen so guten und anhänglichen Sohn gehabt, wie in diesen Wochen vor ihrer Trennung. (Fortsetzung folgt.)

Die Naturschutzbewegung in der Schweiz und der Schweizerische Nationalpark.

Von Stefan Brunies.

Die durch die materialistische Lebensauffassung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heraufbeschworenen Gefahren der schrankenlosen Ausbeutung der Natur weckte auch in unserm Lande manche Warner. Leider vermochte ihre Stimme nicht durchzudringen. Wohl schritten Eidgenossenschaft und einzelne Kantone schon vor mehreren Jahrzehnten durch Schaffung von Jagdbannbezirken zum Schutze des immer seltener werdenden Wildes. Das durch die Fremdenindustrie gefährdete Edelweiß wurde schon Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre in verschiedenen Kantonen geschützt, und schon vor mehr als 40 Jahren ergriff man Maßnahmen zum Schutze erratischer Blöcke. Aber all diese Verordnungen vermochten den fortschreitenden Rückgang ursprünglichen Naturlebens, wie auch die Entstellung des Landschaftsbildes nicht aufzuhalten.

Im Jahre 1906 wurde in der Naturforschenden Gesellschaft der Schweiz eine Kommission für die Erhaltung von Naturdenkmälern und prähistorischen Stätten zum Schutze wissenschaftlich wichtiger Naturdenkmäler ernannt. Zugleich wurden in den einzelnen Kantonen Subkommissionen gebildet, deren Aufgabe es zunächst war, Inventare der zu schützenden Naturdenkmäler anzulegen. Mit Hilfe verschiedener kantonaler Naturforschenden Gesellschaften, der Vereinigung für Heimatschutz, des Schweiz. Forstvereins, des ornithol. Vereins, privater Gesellschaften u. a. m. gelang es, eine große Zahl von Findlingsblöcken, ferner mehrere vorgeschichtliche Stätten und erhaltungswürdige Bäume für immer zu schützen. Im Verein mit dem Heimatschutz konnte schon vor einem Jahrzehnt die Entstellung des Silsersees verhindert werden (Crotes Kraftwerkprojekt). In 19 Kantonen wurden Pflanzenschutzgesetze eingeführt. Des fernern konnten in der Folge eine erfreuliche Anzahl von Schutzgebieten (forstliche, botanische, ornithologische und totale Reservate) ins Leben gerufen werden.

Das Hauptziel der Naturschutzpioniere war jedoch die Gründung einer totalen Großreservation, eines Schweizerischen Nationalparkes, da nur durch ein solches großangelegtes Werk zu erhoffen ist, die noch erhalten gebliebene ursprüngliche Tier- und Pflanzenwelt unseres Landes in einem bestimmten Gebiete für immer retten zu können. Die erste Anregung hierzu ging von der Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève aus, die in einem Schreiben an den Schweiz. Bundesrat, gegen die Zulassung einer Matterhornbahn, die Schaffung von Schutzgebieten vorschlug. Nach eingehender Prüfung erwies sich kein Gebiet für die Gründung eines Nationalparkes so geeignet, wie die rechts vom Inn gelegene Gebirgsmasse zwischen Scanfs und Schuls, die sich ungefähr mit dem orographischen Begriffe der Fuorngruppe deckt. Ein reicher Gesteinswechsel bedingt hier eine vielgestaltige Tier- und Pflanzenwelt. Nirgends, außer etwa im Wallis, reichen — und zwar infolge der Massenerhebung — die Lebensgrenzen in den Alpen so hoch hinauf wie hier (der Wald bis zu 2200 Meter; die Schneegrenze beginnt hier erst bei 3000 Meter). Die Gletscher und die Firnfelder, die dem Leben nach der Höhe zu Grenzen setzen, haben hier eben so geringen Anteil am Park wie der bebaute Boden. Mitten durch das Gebiet zieht sich eine wichtige tier- und pflanzengeographische Scheidelinie, wodurch es Vertreter sowohl der ostalpinen, als auch der westalpinen Fauna und Flora aufweist. Eine ganze Anzahl von seltenen Alpenpflanzen kommt in der ganzen Schweiz nur hier vor. Besonders reich ist diese Gebirgsgruppe an herrlichen Nadelwäldern. Außer Eibe und Weißtanne, die nicht so hoch steigen, sind hier alle Nadelholzarten der Schweiz vertreten. Manche Strecken tragen völlig Urwaldcharakter.

Nicht minder reich ist hier die Tierwelt. An Gemsen beherbergt das Gebiet gegen 1200—1500 Stück. Bedeutend ist hier auch der Rehstand, und selbst der Hirsch ist in diesen Bergen noch heimatberechtigt. Fuchs, Fischotter, Marder und Wiesel zusammen mit Adler, Sperber, Bussard, Hühnerhabicht und Uhu sorgen auch hier für die nötige arterhaltende Auslese. Vor zwei Jahren wurde das im 17. Jahrhundert in den Bündnerbergen ausgerottete Wappentier, der Steinbock, auch im Nationalpark ausgesetzt.